

»Gattungen« aus den beiden Jahrhunderten um die Zeitenwende damit eigentlich gemeint oder gar scharf charakterisiert sein könnten. Man vermutet dann, dass man erst auf die Suche nach dem »Verhältnis von politischer und literarischer Öffentlichkeit« gehen kann, wenn man weiß, was das eigentlich war oder sein konnte – oder, postmodern gewendet, welche sozialen Orte oder Gruppen, Foren oder Institutionen damit »konstruiert« oder »gelesen« werden können. Zugleich hat man den Verdacht, dass man sich dabei auf eine bestimmte Voraussetzung einlassen soll, nämlich dass diese beiden »Öffentlichkeiten« jedenfalls nicht völlig identisch, sondern allenfalls partiell deckungsgleich waren.

Immerhin bestätigt bereits das Vorwort, dass man mit diesem Anfangsverdacht nicht ganz falsch liegt: Das Buch beruht auf der Dissertation des Verfassers, die den Titel »Publizistik«, »Öffentlichkeit« und römische Gesellschaft« trug – und dieser Titel trifft die Sache genauer: Es geht um Begriffe, antike und (vor allem) moderne, um Konzepte und Kategorien und ihre (scheinbaren oder sogar akzeptablen) antiken Äquivalente, und es geht um Definitionen und Bedeutungen, ihre Schichten, Schattierungen und ihren Wandel, und es geht um die Tragfähigkeit, die Anwendbarkeit und das analytische Potential dieser Begriffe – »politische Literatur« und »Publizistik«, »Publikum«, »Öffentlichkeit« und »öffentliche Meinung«, »Propaganda« und »Zensur«. Es geht also letztlich um die Frage, ob überhaupt und gegebenenfalls welche Phänomene oder »Realitäten« der römischen Gesellschaft damit präzise benannt oder gar erschöpfend erfasst werden können.

Damit sind wir bei den konkreten Fragestellungen und Zielsetzungen des Buches. Durchaus zu Recht hält der Verfasser es für keineswegs ausgemacht, »daß die moderne, zur Beschreibung publizistischer Kommunikation entwickelte Terminologie die Motivationsstrukturen, Perzeptionsmodi und politische Funktion römisch-antiker Publizistik und literarischer Propaganda adäquat beschreibt« (S. 2 f.). Trotz »der Ungunst der Überlieferungslage« will der Verfasser den »Versuch« unternehmen, »anhand der Betrachtung bestimmter Problemfelder zu untersuchen, wie weit die »Modernität« antiker Publizistik gereicht hat und ob sich nicht in bestimmten Bereichen signifikante Unterschiede zu modernen Gesellschaften ausmachen lassen. Ein umfassendes Modell, das zur Einordnung der antik-römischen Publikationsformen in einen gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang dienen könnte, kann aufgrund des erwähnten Quellenmangels nicht gegeben werden. Es ist lediglich möglich, in bestimmten Bereichen Indizien zu suchen, die eine plausible Verallgemeinerung gestatten.«

Dieses nur scheinbar bescheidene Ziel will der Verfasser durch die Beantwortung zweier »Leitfragen« (S. 2) erreichen. Zunächst will er wissen, »inwieweit klassisch-römische »vielfältigte Texte« die Funktion neuzeitlicher publizistischer Medien antizipiert haben«; auf diese Weise soll die spezifische »kommunikative Funktion bestimmter schriftlicher Medien« in der römischen Antike erkennbar werden – also eben jener »vielfältigten Texte«, die oft einfach unreflektiert unter dem Begriff »Publizistik« subsumiert würden: Dazu zählen nach dem Verfasser etwa »Bücher, darunter die geschriebenen Versionen von Reden, sowie »Flugschriften«

ARMIN EICH, *Politische Literatur in der römischen Gesellschaft. Studien zum Verhältnis von politischer und literarischer Öffentlichkeit in der späten Republik und frühen Kaiserzeit*. Passauer Historische Forschungen, Band 11. Böhlau Verlag, Köln 2000. VIII, 413 Seiten.

Es ist nicht leicht, dieses in jedem Sinne anspruchsvolle Buch angemessen zu rezensieren. Die Schwierigkeiten beginnen schon mit der Frage, worum es nach Ausweis des vielversprechenden Titels eigentlich gehen soll: Man denkt natürlich sofort darüber nach, wie und warum das (oder ein bestimmtes) Konzept der (oder einer) »politischen Literatur« auf die auf uns gekommenen Texte angewandt werden soll; man fragt sich, ob das überhaupt angemessen ist und, wenn ja, welche »Literatur« oder

oder »Pamphlete« unterschiedlicher Art, schließlich auch »amtliche« Texte, wie z. B. magistratische Edikte«. Diese Problematik hat nach dem Verfasser notwendig zwei Seiten: »Unmittelbar korreliert ist die Frage nach den Lesern der Texte, nach moderner Terminologie also der »Öffentlichkeit« oder dem »Publikum«, und der Rolle, die diese im Prozeß politischer Willensbildung innegehabt haben«. Damit ist der Verfasser auch schon bei seiner zweiten »Leitfrage«, die auf eine »Bestimmung der wesentlichen Unterschiede zwischen moderner und klassisch-römischer literarischer »Öffentlichkeit« zielt – und das soll konkret wiederum »auf speziellen Feldern wie der Publikation politischer Reden, von »Flugschriften«, der literarischen Zensur und der Propaganda versucht werden«.

Angesichts dieses Anspruchs hofft man, dass der Verfasser sich der Gefahr einer gewissen Zirkularität bewusst ist. Zugleich wappnet man sich mit einer gewissen Resignation gegen die Redundanzen, die sich zwangsläufig im Laufe der konkreten Umsetzung dieses Programms ergeben müssen. Vor allem fragt man sich unwillkürlich, ob die generelle Zielsetzung auch nur ansatzweise erreichbar ist – und ob die konkreten Fragen überhaupt so gestellt werden sollten: Ist nicht von vornherein zu erwarten, dass vor der (übrigens erst zu definierenden respektive zu konstruierenden) Folie der »Modernität« fast automatisch nur größere oder überraschenderweise geringere Defizite bei den »vormoderne« Verhältnissen diagnostiziert werden können? Um es gleich zu sagen: Auch das ist ein Anfangsverdacht, der sich im Laufe der Lektüre der einzelnen Kapitel des Buches immer wieder neu aufdrängt (S. 157 f. u. ö.) – und in der »Zusammenfassung« (S. 373–383) erst recht bestätigt wird.

In der »Gesellschaft« der »klassisch-römischen« Zeit (siehe dazu unten) war zwar nicht alles, aber eben doch das meiste ganz anders. So enden auch die breit angelegten, material- und perspektivenreichen Erwägungen zu den Kategorien der modernen »bürgerlichen«, vor allem »lesenden« oder »literarischen Öffentlichkeit« und der »öffentlichen Meinung« und zu ihren besonderen Entstehungsbedingungen in der »Sattelzeit« des 18. Jhs. (S. 6 ff.; 93 ff. u. ö.). Der Verfasser äußert sich breit zur Rolle des absolutistischen »Staates« und der ihm gegenüber übertretenden Gesellschaft in der Frühmoderne, der Aufklärung und in Sonderheit der Buch- und Pamphletkultur des vorrevolutionären Frankreich – der Vergleich mit der strukturell bekanntlich völlig anders gearteten »grundsätzlich gegebenen Öffentlichkeit römischer Politik« (113 ff.) kann dann keine Überraschungen mehr bringen.

Das gilt auch für die ähnlich angelegten Überlegungen zu Inhalten, Bedeutungsvarianten und Anwendbarkeit des Begriffs »Propaganda« (S. 350 ff.). Natürlich muss der Verfasser letztlich die Frage verneinen, ob »literarische Texte in der Kaiserzeit eine propagandistische Funktion« hatten – jedenfalls »wenn man »Propaganda« im authentischen Sinn des Wortes, als Vermittlung von Überzeugung an die »Öffentlichkeit« (oder ein anders gefaßtes kollektives Bewußtsein) versteht. Dieses negative Ergebnis betrifft nicht nur die Medienfunktion der Texte. Es fehlen alle Elemente der authentischen Konzeptualisierung von Propaganda. So wird weder ein po-

litischer Wille registriert, der eine Doktrin oder Überzeugungen zu verkünden hätte, noch eine solche Doktrin inhaltlich namhaft gemacht, noch eine Resonanz oder ein Bewußtseinswandel in Reaktion auf »Propaganda« verzeichnet« (S. 372). Dieses Ergebnis kann wiederum eigentlich niemanden verwundern – sicherlich nicht einmal jene Forscher, denen der Verfasser vorwirft, dass sie »zu viel moderne Erfahrung in die Interpretation bestimmter kaiserzeitlicher Texte« hätten einfließen lassen.

Auch die »Beobachtungen« zu der Frage, ob aus »Aussagen antiker Autoren« die Existenz einer »literarischen Öffentlichkeit« bzw. »Publizistik« in der römischen Gesellschaft belegt werden kann, müssen wiederum »vor allem negativer Art« sein (S. 134 ff.; vgl. 20 ff.). »Denn als Bewußtseinsphänomen erscheint ein »lesendes Publikum« in den Texten überhaupt nicht. Daher ist auch die Identifikation »des Publikums« mit einer bestimmten sozialen Gruppe und die Bestimmung seiner Funktion nicht möglich. Es bleibt allenfalls die Möglichkeit, eine ausschließlich objektiv soziologische Existenz eines »Publikums« ohne Bewußtseinsdimension zu postulieren. Es fragt sich allerdings, ob eine solche Konstruktion sinnvoll ist. Denn es ist nicht deutlich, inwiefern ein Publikum »existiert«, dessen isolierte Mitglieder keinen Begriff besitzen, der ihre Zugehörigkeit zu dieser Kollektivität ausdrückt« (S. 142 f.). Mit dieser Feststellung macht der Verfasser die prinzipielle Aporie seiner Fragestellungen und seines methodischen Ansatzes deutlich – und das gilt erst recht für das unmittelbar anschließende Diktum: »Eines erscheint sicher: Von einer politischen Relevanz einer sozialen Formation »Lese-Publikum« kann bereits aufgrund traditioneller, allgemein geteilter methodischer Postulate historischer Forschung nicht ausgegangen werden, denn eine politische Bedeutung einer lesenden »Öffentlichkeit« wird in den Quellen in keiner Form sichtbar« (S. 143). Was auch immer der Verfasser aus den Quellen zu eruieren gehofft hatte – unter solchen Prämissen kann er es gar nicht finden.

Apropos »Gesellschaft«: Da es nun schon um Begriffe geht, will der Verfasser selbst nichts dem Zufall überlassen. Gleich zu Anfang – in der ersten Anmerkung auf S. 1 – will er unzweideutig festlegen, was er unter »Gesellschaft« versteht: Nach einem Seitenblick auf Theodor W. Adorno belässt er es doch – offenbar eher widerwillig – bei einer »unproblematische[n]« Gebrauchsweise«; danach bezeichne der Begriff »die Gesamtheit derjenigen Menschen, die [hier: während der Zeitspanne etwa des letzten Jahrhunderts der Republik und der ersten zwei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit] in Italien als römische Bürger oder als in ausreichendem Maße römisch akkulturierte (gegebenfalls bspw. griechische Schriftsteller oder von lateinischsprechenden Haushalten gehaltene Sklaven) in irgendeiner Weise auf das politische Zentrum in Rom orientiert waren«. So weit, so gut – allerdings nicht gerade aufregend und, wie der Verfasser selbst zugibt, weder praktisch noch präzise: »Wirklich befriedigen kann die Definition schon aufgrund ihrer Vagheit nicht, aber jede weitergehende Festlegung hat den Nachteil, nicht durchgehend brauchbar zu sein oder bestimmte Vorentscheidungen zu beinhalten (z. B. wenn Nicht-Bürger von vornherein von der

Begriffsbeschreibung ausgeschlossen werden)«. Und damit auch ja alles ganz eindeutig festgelegt ist, wird in einer weiteren, gut dreißigzeiligen Anmerkung (Anm. 3, S. 2 f.) mehr oder (eher) weniger genau bestimmt, welcher Zeitraum in der Folge mit »klassisch-römisch« bezeichnet wird. Die Skala der ähnlichen Beispiele reicht von schlicht irrelevanten Erwägungen über den »wissenschaftliche[n] Arbeitsbegriff *public-opinion-research*« (S. 6 ff. mit Anm. 5 ff.) bis zu der ebenfalls überflüssigen Erläuterung, in welchem Sinne das römische Volk »wesentlich passiv an der ›*res publica*« beteiligt war (S. 238 f. mit Anm. 353).

Diese und die bereits angeführten Zitate aus der programmatischen »Vorbemerkung« (S. 1–5) und den Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Kapitel sind geradezu typisch – nicht nur für die allfälligen Abkürzungen wie »bspw.«, »i. w.« (?) u. Ä., sondern auch für den eigenwilligen Stil und den gesamten Duktus seiner Argumentation: Der Verfasser schreibt gelegentlich – selbst für den Geschmack des Rezensenten – recht kompliziert, vielfach verschachtelt und zuweilen geradezu verrätselt (und der ständige Gebrauch von Begriffen wie »supponieren« und »proponieren« macht die Lektüre nicht angenehmer). Der Verfasser kann und will es seinem geduldigen Leser auch gar nicht leicht machen. Das liegt einfach am Gegenstand und am Anliegen des Verfassers: Durch seine geradezu sorgsam kultivierte Strategie des permanenten, betont expliziten Abwägens der Begriffe und ihrer Bedeutungen und durch die immer neu ansetzende Annäherung an die Gegenstände will der Verfasser den Leser an jedem Schritt seiner Reflexion über einen der erwähnten Begriffe und an jeder Windung seiner Argumentation teilhaben lassen – und nicht nur das: Auch jeder Seitenblick auf »Nebenkriegsschauplätze« und sogar jede Entscheidung, den einen oder anderen Aspekt als irrelevant auszusondern, ist ihm mindestens ein paar Sätze (und ausführliche Anmerkungen) wert. Dabei – und das soll hier ausdrücklich betont werden – gelingen dem Verfasser immer wieder bedenkenswerte Einzelbeobachtungen, etwa zu Rezeption und Einfluss von Ciceros Reden und Schriften bzw. zur Interpretation einzelner Passagen (S. 159 ff.; 196 ff. u. ö.), zum Verhältnis zwischen »gesprochener« und »geschriebener Rede« und ihrem Zeugniswert (S. 241 ff.), zum »Literaturbetrieb« der späten Republik und der frühen Kaiserzeit und zu seinen konkreten Bedingungen wie Buchproduktion und -handel (S. 53 ff.).

Am Ende bleibt eine gewisse Ratlosigkeit. Man ist beeindruckt von der Belesenheit des Verfassers, von der Weite seines Blicks und von seinem aner kennenswerten Mut, an wirklich zentralen Beispielen die Problematik und die schwerwiegenden Konsequenzen anzusprechen, die der unreflektierte Gebrauch moderner Begriffe mit ihrer je eigenen spezifischen politisch-semantischen Geschichte für die adäquate Beschreibung haben (können). Dennoch fragt man sich, ob der Aufwand in einem guten Verhältnis zum Gesamtergebnis steht.